
Kunst für Kohle - Kunst für Europa

Gespräch mit Hansgünther Heyme

über die Ruhrfestspiele, Kunst und Theater*

Hansgünther Heyme, geb. 1935 in Bad Mergentheim, Studium von Soziologie, Germanistik und Philosophie in Heidelberg, Schauspieler-Ausbildung, Assistent bei Erwin Piscator, Schauspielregisseur in Köln und Stuttgart, war von 1985 bis 1992 Leiter des Essener Schauspiels und von 1992 bis 1994 Generalintendant in Bremen. Er ist seit 1990 Festspielleiter und Geschäftsführer der Ruhrfestspiele Recklinghausen.

Frage: Lassen Sie uns, der guten Ordnung halber, chronologisch beginnen: Die Entstehung der Ruhrfestspiele im Winter 1946/47 ist geradezu Mythologie geworden - Kunst für Kohle lautet das Emblem. Hat dieser Mythos noch irgendeine greifbare Bedeutung für die Ruhrfestspiele unserer Tage?

Hansgünther Heyme: Ja und nein - von Recklinghausen aus geht keine Kohle mehr nach Hamburg. Insofern hat sich alles grundlegend geändert. Geblieben ist der prinzipielle Aufbau der Ruhrfestspiele, die Trägerschaft durch den Deutschen Gewerkschaftsbund, die Stadt Recklinghausen und das Land Nordrhein-Westfalen, und die Idee, hier, am Rande des Ruhrpotts, vornehmlich für eine Bevölkerung Kultur zu machen, die der Kunst von Haus aus nicht so nahe steht. Vorn ursprünglichen Auftrag ist also durchaus noch etwas vorhanden, während der Mythos „Kunst für Kohle“ so nicht mehr abrufbar ist. Das Wort Kohle steht ja heutzutage auch kaum noch für das zu verfeuernde Material, sondern mehr für Geld, man könnte also sagen für das Verhältnis der Ruhrfestspiele zu ihren Geldgebern oder ihren sonstigen Einnahmemöglichkeiten.

Kann das Theater Solidarität unterstützen oder vielleicht sogar herstellen?

Ja, das kann es schon. Aber dahinter stehen zu verschiedenen *Zeiten* in unterschiedlichen Gesellschaften andere Ansprüche. In der ehemaligen DDR ist

* Das Gespräch führten Hans O. Hemmer und Stephan Hegger am 25. Januar 1996 in Recklinghausen.

vor 10 Jahren Theater gemacht worden, das politisch bedeutungsvoller sein konnte als das jetzt der Fall ist. Insofern verändert sich diese Option mit den Umständen, mit der Gesellschaft. Theater kann sicherlich zur Solidarität aufrufen, kann auch Solidarität herstellen. Das ist aber keineswegs eine Grundaufgabe der Kunst, diese besteht eher darin, den einzelnen zu sich zu bringen und ihm damit vielleicht auch wieder zu einer Solidaritätsfähigkeit gegenüber anderen zu verhelfen.

Noch einmal zur Geschichte der Ruhrfestspiele: Heute hat man manchmal das Gefühl, daß Rückbesinnung in der ein oder anderen Weise guttun könnte. Gibt es Elemente aus den 50 Jahren Ruhrfestspiel-Geschichte, die wieder relevant sind oder werden müßten?

Rückbesinnung ist immer bedeutsam: daß man aus den wesentlichen Spannungen von damals Spannungen für heute entwickelt und damit die Hoffnung hat, vielleicht morgen eine ähnliche neue Spannung zu entwickeln. Ich glaube allerdings, daß es keinen Sinn hat, sich auf Werte von damals auch für die Zukunft verlassen zu wollen. Es liegt an uns, neue und andere Werte zu finden, uns wesentliche alte zu erhalten.

Sie haben schon ein bißchen in die Zukunft geblickt. Die Theaterszenerie in Deutschland insgesamt, aber auch in der Region, macht ja nicht den Eindruck, als wenn sie übermäßig zukunftsorientiert sei - nicht zuletzt wohl deshalb, weil an allen Ecken und Enden das Geld fehlt. Nichtsdestotrotz müssen die Ruhrfestspiele Zukunftsperspektive haben. Wo sehen Sie den Stand der Ruhrfestspiele in der näheren Zukunft?

Es ist in der Tat ganz furchtbar, was im Moment z. B. im Ruhrgebiet passiert, und darüber hinaus in Nordrhein-Westfalen, in Deutschland, aber auch in Europa und in der ganzen Welt. In allen demokratischen Gesellschaften wird die Kunst nicht mehr als so notwendig erachtet wie das früher der Fall war. Ich halte das für eine ganz große Malaise, eigentlich eine Katastrophe. Das hat natürlich zentral mit der Finanzsituation der Kommunen, der Länder usw. zu tun. Es hängt aber auch grundsätzlich mit der Einstellung von Politik und Gesellschaft insgesamt gegenüber der kritischen Kunst zusammen. Nachdem ökonomisch soviel den Bach hinuntergeht, nachdem Teile der Politik alles Mögliche auf die Wiedervereinigung abwälzen, soll vielfach auch die Kunst reduziert werden. Das ist ein gesellschaftlicher Krebschaden. Wenn etwa das Theater von Essen jetzt mit dem von Oberhausen zusammengeht, dann ist das so etwas wie eine Lokalkatastrophe.

Ein anderer Teil der Frage zielte darauf, ob man auch mit weniger Geld Kunst machen kann. Man kann natürlich. Aber die Kunst wird dadurch nicht besser. Die Geldproblematik hat in Recklinghausen schon eine Rolle gespielt, ehe das Festspielhaus gebaut worden ist.

Das Wesentliche ist, daß diese Gesellschaft und auch die Parteien kapieren müssen, daß Kunst das wichtigste Mittel ist, uns zu uns selber zu führen. Auf-

gabe der Kunst ist es, einen politisch mündigen Bürger entwickeln zu helfen. Das ist zu finanzieren, auch wenn es vielen schwerfällt. Denn natürlich hat Kunst auch etwas Kritisches, das an den Verhältnissen herumnörgelt, was diese Verhältnisse nicht so annehmen will, wie sie sind, sondern sie verändern will. Insofern muß etwas finanziert werden, was Politikern vielleicht nicht so geheuer ist. Aber das müssen sie in einer Demokratie ertragen.

Es ist ja ein allgemeiner Trend unserer Zeit, daß die geringer gewordenen öffentlichen Mittel eher der Sozialpolitik als der Kunst zur Verfügung gestellt werden. Sehen Sie da ein gewisses Dilemma der politischen Entscheidung?

Ich halte es für unsinnig, das eine gegen das andere ausspielen zu wollen. Natürlich sind Kindergartenplätze wichtig, und die Kunst hat nicht die Berechtigung, entsprechende Entscheidungen zu kritisieren. Ich habe einmal formuliert, daß das Theater eine Art Müllabfuhr für die Seele darstellt. Das muß schlechterdings finanziert werden. Genauso wie wir nicht im Abfall ersticken dürfen, so müssen wir auch den Müll beseitigen, den diese Gesellschaft in den Seelen hinterläßt. Dazu bedarf es eben einer Subventionierung.

Im Umfeld der Ruhrfestspiele gibt es inzwischen eine Vielzahl von Musical-Theatern, die höchst erfolgreich sind. Die Besucher sind bereit, für diese Darbietungen viel Geld auszugeben. Ist das eine Konkurrenz zu den Ruhrfestspielen, eine Alternative für die Ruhrfestspiele - und: Ist das Kunst?

Es ist jedenfalls nicht als völlige Unkunst abzutun. Wenn der Landesvater zur Eröffnung von „Starlight-Express“ mit Champagner feiert, dann ist jedoch klar, daß es sich hierbei im wesentlichen um einen ökonomischen Faktor handelt.

Andererseits muß man einen Unterschied zwischen Musical und Kunst machen. Wenn schon der Roman von Victor Hugo „Les Misérables“ kaum noch gelesen wird, ist es begrüßenswert, daß viele Menschen über ein solches Musical an diese Literatur herangeführt werden. Insofern möchte ich da nichts verteufeln. Die Menschen haben heutzutage nicht genügend Geld und sind von den Angeboten des optischen Zeitalters so bedrängt, daß die meisten nicht mehr die Energie aufbringen, auch noch ins Theater zu gehen. Das ist also ebenso eine Finanz- wie eine Schwungfrage. Ich finde es auf jeden Fall besser, ein Musical zu besuchen als vor der Glotze zu verblöden. Bei den Ruhrfestspielen bekommt man natürlich sehr viel Besseres für sehr viel weniger Geld. Insofern ist das schon eine Konkurrenz. Zwischen dem nur technisch brillanten „Starlight-Express“ und „Les Misérables“ sehe ich eine größere Differenz als z. B. zwischen „Les Misérables“ und „Kiss me Kate“, was wir hier gemacht haben. Unterhaltungsproduktionen, die die Menschen von den Problemen der Welt ablenken und so tun, als sei alles gut so wie es ist, gab es immer schon. Das stört mich eigentlich gar nicht. Ich glaube übrigens, daß sich die Musical-Schwemme irgendwann selbst überschwemmt. Die Qualität der einzelnen Vorstellungen wird mehr und mehr nachlassen, weil

der Nachwuchs an qualifizierten Sängern und Schauspielern einfach nicht ausreicht. Insgesamt geht es bei diesen Unternehmen um das große Geld, das einige wenige daran verdienen - nicht zuletzt auf Kosten der Akteure, die zum großen Teil für die kurze Zeit, in der sie eine solche Aufgabe erfüllen können, relativ schlecht bezahlt werden.

Bestand nicht einmal der Plan, auch bei den Ruhrfestspielen dauerhaft ein Musical zu spielen?

Sicherlich. Nun gibt es solche und solche Musicals. Wir wollten damals „Anything goes“ von Cole Porter machen - ein ganz hervorragendes Buch und eine ebenso hervorragende Musik; ein kritisches Musical über das Amerika in der Zeit vor dem faschistischen Europa. Die Frage ist eben, wie man solche Dinge anlegt, was man daraus entwickelt und wie man es anbietet. Wir hatten damals die Absicht, absehbare finanzielle Schwierigkeiten, wie sie dann eingetreten sind, aus eigener Kraft zu verringern. Dieses Musical einer anderen Qualität sollte ein erster Schritt dahin sein. Das hätte bis hin zu „Peer Gynt“ von Ibsen führen können. Es ist die Frage, wie man ein Publikum an das Ruhrfestspielhaus heranführt. Für diese Pläne sind längst alle Türen zugeschlagen. Heute sieht man gewisse Dinge, die wir damals in weiser Voraussicht vorgeschlagen haben, ganz anders. Heute dürften wir, was uns damals von vielen „großen Künstlern“ verwehrt wurde. Es wäre angesichts einer sich abzeichnenden Finanzschwierigkeit damals das Beste, Verantwortbarste, Qualitativste gewesen. Ich will nicht nachträglich recht haben, aber wir wären zweifellos mit eigenen Mitteln finanziell weitergekommen.

Deutet das nicht auf eine damals problematische Situation bei den Entscheidungsstrukturen der Ruhrfestspiele hin?

Es lag weniger an den Strukturen als am Mut der Politiker und der Parteien. Viele Kulturschaffende hatten wohl auch Angst vor dem Nachweis, daß man ohne Zuschüsse Kultur machen kann. Das ändert nichts an meiner bereits erwähnten Überzeugung, daß die öffentliche Hand verpflichtet ist, Kunst zu unterstützen und zu subventionieren.

Sie haben einmal formuliert, eine Aufgabe der Kunst sei das „Hinlenken auf die widrigen Umstände“. Nun gibt es ja heutzutage widrige Umstände genug, darunter andere als vor fünfzig Jahren. Ist es eine verkürzte Wahrnehmung oder fehlt es an Kunst, die darauf hinlenkt?

Wenn wir hier 17 Produktionen machen, so haben alle auf ihre Weise die Funktion, auf Widrigkeiten hinzuweisen.

Die Frage bezog sich nicht allein auf die Ruhrfestspiele, sondern war allgemeiner gemeint.

Allgemein kann man sie nicht beantworten. Wenn man einmal Goethes „Iphigenie“ nimmt, die 1785 geschrieben wurde, und die wir nun nach

200 Jahren zusammen mit dem „Théâtre Vidy-Lausanne“ inszenieren, dann wollen wir damit auf womöglich Verlorengegangenes hinweisen, was vielleicht in veränderter Form wiedererstehen sollte: So wäre anhand dieses Materials neu über Humanität nachzudenken. Insofern hat jeder Abend den Auftrag, zur Wirklichkeit beizutragen, das Publikum zu veranlassen, an dieser Wirklichkeit etwas zu ändern oder zumindest dazu Stellung zu beziehen. Es ist eine Qualitätsfrage von Kunst, ob sie Menschen beeinflusst oder verändert und damit die Gesellschaft als eine von uns zu gestaltende und zu verändernde annimmt.

Sie hatten das Verhältnis zu den neuen Medien, z. B. zum Fernsehen, das allerdings so neu nicht mehr ist, bereits erwähnt. In diesem Kontext bekommt die Kunst einen anderen Stellenwert. Man hat das Gefühl, daß immer mehr Menschen der Leichtigkeit des Konsumierens wegen oder auch -aus bloßer Verführung diesen neuen Medien verfallen. Ist das eine Konkurrenzsituation, die aushaltbar, änderbar, fruchtbar ist? Ist das womöglich sogar auch Kunst?

Ich möchte in diesem Zusammenhang den Begriff der Angst in die Debatte werfen. Über der Zukunft stehen heute ja doch mehrere Fragezeichen; ich nenne nur die Stichworte Arbeitslosigkeit und Rentendiskussion. Kunst sieht sich immer schlechter in der Lage, sich dem zu stellen. Das verunsichert die Kunst. In einer Zeit, in der die Verunsicherungen monströs sind, muß man sich der zusätzlichen Belastung, die eine Heiterkeit, eine sinnliche Verstärkung, eine Schönheit haben kann, erst einmal aussetzen können. Diese Kraft muß man haben und diese Angst muß man überwinden.

Zum anderen: Das Fernsehen hätte durchaus die Chance, ein Medium der Kunst zu sein. Aber diese Aufgabe hat das Fernsehen in den vergangenen Jahren mehr und mehr, sicher auch unter den Zwängen der Zuschauerzahlen, versäumt. Den Herausforderungen, die insbesondere die Privaten darstellen, wird zum Teil mit Verdummungsstrategien zu begegnen versucht. In der Glotze findet allabendlich eine regelrechte Verblödungsschlacht statt. Andererseits ist das Informationspotential des Fernsehens nicht zu unterschätzen. Die großen Möglichkeiten, die darin liegen, werden ja partiell auch genutzt. Es ist also nicht alles nur des Teufels oder vom lieben Gott.

Wenn man die Situation des Films betrachtet, so ist sie sowohl in Europa wie in Amerika so gut wie seit langem nicht. Es werden im Moment unendlich viele gute Filme gemacht. Es gehen wieder mehr Menschen ins Kino. Die „Kriegserklärung“ des Fernsehens hat die optische Kunst des Films also vorangebracht.

Zum Theater: Auf dem Fernsehschirm sehe ich z. B. den Pickel eines Darstellers so groß, daß ich meine Faust hineinlegen könnte; wenn ich denselben Darsteller auf dem Theater sehe, dann ist er so groß wie mein kleiner Finger. Jeder Mensch hat eben nur die Ausstrahlung, die ein Mensch haben kann. Sie stellt sich im Theater unvergleichlich viel kleiner dar, obwohl es live ist, als im

Fernsehen, das etwa ein Gesicht beliebig vergrößern kann. Die Wirkung eines Menschen ist das große Problem: Der Zuschauer geht damit im Falle des Theaters schlechter um, weil sie ihm im Fernsehen größer dargestellt wird. Das unterscheidet das Theater total vom Fernsehen. Deshalb sind heutzutage die kleinen Räume im Theater die besseren Räume im Vergleich zu jenen riesigen, die man noch vor Jahrzehnten gebaut hat. Das entscheidende Problem ist eben, daß die Ausstrahlung, die Wirkung, die Aura eines Menschen sich nicht beliebig vergrößern läßt. Der Schauspieler wirkt nicht mehr so auf Menschen, wie das früher der Fall war. Es macht eine der Aufgaben, der Veränderungsnotwendigkeiten von Theater aus, mit diesem Problem so umzugehen, daß sich der Eindruck auf die Zuschauer wieder verstärkt.

Hat das auch etwas mit Wahrnehmung von Wirklichkeit zu tun? Wir haben einmal die Wirklichkeit des täglichen Lebens, dann z. B. eine Wirklichkeit des Theaters, die ja auch noch greifbar ist, daneben die Bilderwelt des Fernsehens. Verschwimmt den Menschen vielleicht mehr und mehr das Bewußtsein der Verschiedenheit der Wirklichkeiten?

Es gibt da eine berühmte Geschichte: Als vor ein paar Jahren in New York jemand mit dem Revolver bedroht wurde, versuchte er mit jener typischen Handbewegung den Fernseher auszuschalten. Das Kaputtgehen von Grenzen, von medialen Linien, die gezogen werden müssen, ist ein großes Problem. In Japan wurde kürzlich festgestellt, daß kaum noch ein Kind 100 Meter weit geradeaus laufen kann, weil offenbar durch das anhaltende Glotzen der Gleichgewichtssinn gestört ist. Das ist also beinahe schon eine Krankheitsfrage.

Andererseits weiß ich, daß das Live-Moment von Theater im Prinzip auf Menschen tiefer und stärker wirken kann als jedes Fernsehspiel - was es übrigens auch nicht mehr gibt. Schwer ist es für viele Menschen, diese Wirkung auf sich wieder zuzulassen oder sie als Beeinflussung anzunehmen. Das ändert nichts daran, daß ein guter Film auf mich mehr Eindruck macht als ein schlechtes Theaterstück. Man sollte also Film und Fernsehen nicht gegen Theater ausspielen wollen, auch nicht gegen Museen, Konzerte, Literatur. Es sind jeweils wesentliche Bestandteile von Kultur, die es zu lieben gilt.

Fernsehen und Film sind ebenso wie das Theater auf das Sehen bezogen, das beim Lesen eine andere Rolle spielt. Wenn das Sehen ohne das Lesen existiert, ist das Theater dann nicht doch wesentlich im Nachteil gegenüber anderen Sehmedien?

Ein Zentralproblem bei den Rundfunkanstalten ist zur Zeit die Frage, was mit dem Hörspiel geschehen soll. Viele sind der Meinung, daß das nicht mehr zu finanzieren ist. Andererseits hat eine solche Riesenanstalt wie der WDR auch die Pflicht, das Hörspiel zu erhalten. Es werden heute mehr Bücher verkauft denn je; ob sie auch gelesen werden, ist eine ganz andere Frage. Früher haben sicher weniger Menschen mehr gelesen; heute lesen wahrscheinlich mehr

Menschen weniger. Hinter all dem scheint mir grundsätzlich ein Bildungsproblem zu stecken. In unseren Schulen wird viel zu wenig unterrichtet, was uns eigentlich als Menschen ausmacht. Es wird zu früh in spezifische Berufsrichtungen hineinorientiert. Viele Kinder haben mit Theater, mit Musik, mit Phantasie überhaupt nichts mehr zu tun. Und die Universitäten züchten auch nur noch Fachidioten heran. Die wesentlichen Bestandteile des Begriffes Bildung sind nicht mehr geläufig. Das ist ein Problem von Kindergärten, Schulen, Universitäten, auch von Elternhäusern, die ja oft gar keine mehr sind. Das heißt nicht, daß ich zur Familie des vorigen Jahrhunderts zurück möchte. Es geht darum zu entscheiden, was wir an Altem bewahren und weiterentwickeln wollen. Dieses Kriterium muß unweigerlich zu einer Qualitätsdebatte führen, bei der zu entscheiden ist, was fortzuentwickeln und was über Bord zu werfen ist. Ich habe vor einiger Zeit versucht, an einer Fachhochschule mit Menschen, die wahrscheinlich Manager werden wollen, über Kunst und Kultur zu sprechen. Es hat mich tief erschreckt, welches geringe Maß an Wissen über Kunst, Literatur, Geschichte allgemein vorhanden ist. Wenn man über Bismarck oder Napoleon reden will, muß man ebenso bei Null anfangen wie wenn man über Victor Hugo oder Schiller handelt. Damit will ich mich nicht als elitären Kunstknilch darstellen, der in irgendwelchen Höhen wandelt, aber ohne ein bestimmtes Grundgerüst läßt sich z. B. die Literatur einer Epoche nicht begreifen. Literatur ist geronnene Geschichte, die unser Wissen auch heute ausmacht. Leider ist die Verblödung eine Krankheit, die jeden ergreift. Dem muß man unter anderem mit dem Versuch Theater zu machen entgegenwirken.

Sie selbst haben für das Fernsehen gearbeitet. Liegt nicht auch eine Chance darin, daß die Disziplinen sich austauschen? Kann nicht auf diese Weise das Qualitätskriterium sozusagen transportabel gemacht werden?

Jene Abteilungen in den Fernsehanstalten, die sich auf Gemeinsamkeiten zwischen Theater und Fernsehen konzentrieren sollten, sind inzwischen fast überall aufgelöst. Und Geld dafür gibt es erst recht nicht mehr. Etwas, was über das freundliche Gespräch hinausführtest nicht zu erwarten. Wenn es vor 10 Jahren noch möglich war, einen Tatort zum Themenkreis „Verantwortung von Kunst und Theater“ zu machen, dann ist das inzwischen undenkbar geworden. Das nötige Miteinander hat sich aufgelöst. Aus Anlaß des Jubiläums „50 Jahre Ruhrfestspiele“ kann man zwar einiges in Funk und Fernsehen unterbringen, aber eine echte und tiefe Zusammenarbeit, wie ich sie aus meinen früheren Jahren kenne und schätze, wird sich daraus voraussichtlich leider nicht ergeben.

Das „Sponsoring“ wird seit einigen Jahren sozusagen als Allheilmittel gehandelt - dabei geht es im wesentlichen um die Unterstützung von Kunst und Kultur durch die Wirtschaft. Ist das ein Ausweg oder ein Irrweg?

Weder noch. Die öffentliche Hand kann, wie schon gesagt, aus ihrer Verantwortlichkeit gegenüber der Kunst keineswegs entlassen werden. Wenn

Firmen z. B. „Starlight-Express“ sponsern, dann tun sie das aus reinem Marktinteresse. Das hat mit Kunst-Sponsoring wenig zu tun. Die Ruhrfestspiele arbeiten seit langem gut mit der Ruhrkohle zusammen und seit kürzerer Zeit auch mit Berteismann. Allerdings handelt es sich dabei im Verhältnis zum Gesamtetat um geringe Summen. Ein Stadttheater wird dagegen nie in der Lage sein, eine Kooperation mit solchen Firmen zustande zu bringen. Vielleicht lassen sich im kleinen manchmal Unterstützungen arrangieren, etwa im Ausstattungsbereich für eine bestimmte Vorstellung. Ich erinnere mich daran, daß der Aufsichtsratsvorsitzende von Karstadt, dessen Sitz Essen ist, sehr geholfen hat, den Grillo-Bau dort zu erhalten. Insgesamt gibt es sehr viele Möglichkeiten, mit der Industrie sinnvoll und produktiv zusammenzuarbeiten. Es gibt auch abschreckende Beispiele: Während meines Versuchs, auf dem Gelände von Bayer in Leverkusen den „Wozzeck“ zu verfilmen, wurden wieder einmal irgendwelche Schadstoffe in den Rhein geleitet, was vom Fernsehen aufgegriffen wurde. Daraufhin flog ich vom Werksgelände: Man hatte wohl zuviel Angst bekommen.

In England z. B. hat die Royal Insurance im Rahmen der Thatcher-Politik einen großen Teil der Finanzverantwortung für die Royal Shakespeare-Company übertragen bekommen, was einen erheblichen Einfluß dieser Versicherungsgesellschaft auf dieses alt-ehrwürdige Kulturinstitut bedeutet. Eine derartige Flucht der öffentlichen Hand aus ihrer Verantwortung ist unverzeihbar. Das alles ändert nichts an der Tatsache, daß ein Job wie meiner im wesentlichen aus Gerenne und Gedieneren um zusätzliche Mittel besteht. Das ist zuweilen ganz lustig und sportlich, aber das Ergebnis steht oft in keinem guten Verhältnis zu der dafür aufgewandten Zeit.

Sie haben die Ruhrfestspiele konsequent zu einem europäischen Festival gemacht. Können Sie etwas zu Ihren Beweggründen und zu Ihrem Erfolg damit sagen?

Ich antworte wieder mit dem Beispiel „Iphigenie“. Diese Aufführung haben wir im Winter in einem Zelt in Lausanne hergestellt und gehen damit demnächst nach Suderwich, sozusagen an die Gründungszeche der Ruhrfestspiele. Es war der erste Förderturm, den die Hamburger Theaterleute auf ihrer Fahrt ins Ruhrgebiet sahen. Auf dem Gelände der Zeche Ludwig werden wir in einem Zelt 10 Vorstellungen spielen. Das sagt viel über Europa. Wir hätten diese Aufführung nicht herstellen können, wenn wir sie nicht mit europäischen Partnern zusammen gemacht hätten. Davon wird es übrigens auch eine Aufzeichnung des WDR geben.

Als ich die Ruhrfestspiele übernahm, haben sich die Beteiligten, also Stadt und DGB, darauf besonnen, daß sie der Kunst ihre Freiheit lassen sollten - was vorher nicht immer so gesehen worden war. Ich war überzeugt, daß in dieses Haus ein völlig neuer Gedanke einziehen müßte. Der europäische Gedanke ist ja bekanntlich nicht von uns erfunden worden, aber er hat in unserer Zeit eine besondere Brisanz und Relevanz gewonnen. Das Ruhr-

gebiet ist in diesem Kontext neuen Belastungen ausgesetzt, sozusagen zwischen Straßburg, Brüssel und Berlin. Das Festival stellt auch die Frage, was das für Kunst und Kultur bedeutet. Es geht nicht um kleinkarierten Regionalismus, sondern darum, eigene Kunst, eigene Kultur in eigenartigen Formen zu bewahren und auszubauen. Es geht in diesem europäischen Haus um einzelne und äußerst unterschiedliche Wohnelemente. Es ist uns, glaube ich, durch den europäischen Gedanken gelungen, aus einem gewissen Mief herauszukommen. Wenn eine Stadt wie Recklinghausen glaubt, keinen Kulturdezernenten mehr zu brauchen, dann ist das ein Überbleibsel dieser erwähnten Phase.

Wir wollen mit diesem Gedanken und diesem Konzept jedenfalls über das Jahr 2000 hinaus und ich hoffe, daß Stadt, Land und Gewerkschaftsbund dabei mitmachen. Wir werden alles tun, damit die Ruhrfestspiele ein so liebenswertes Kind sind, daß man es nicht verstoßen kann. Schön wäre es, wenn wir in diesem Jahr einen so großen Erfolg hätten, daß sich jede Diskussion für 1997 erübrigt. Es ist eine herrliche Erfahrung, im Alltag mit europäischen Dingen und Menschen umgehen zu dürfen, sie für Recklinghausen zu gewinnen.

Was verlangt, was erwartet Hansgünther Heyme von den Gewerkschaften für die Ruhrfestspiele?

Vor allem eine konsequente Kunst- und Kulturdebatte. In allen Programmen von politischen Parteien, aber auch von Gewerkschaften, kommt das Wort Kunst nicht vor. Das Wort Kultur kommt meist in mißbräuchlichem Sinne vor. Trotz aller Riesenprobleme, die die Gewerkschaften zweifellos haben, müssen sie sich ernsthaft mit dem Begriff von Kunst auseinandersetzen. Dazu wollen die Ruhrfestspiele beitragen. Sie haben dem Gewerkschaftsbund in den letzten Jahren bestimmt keine Schande gemacht. Insofern haben sie das Recht, an die Verantwortung der Gewerkschaften gegenüber einer kritischen Kunst zu erinnern. Ich hoffe sehr, daß erste Ansätze beim Europäischen Gespräch diesen Jahres gemacht werden können. Letztendlich müßte das bis in die einzelnen Gewerkschaften, bis in Betriebe und hin zu den Mitgliedern fortgeführt werden. Das würde die Gewerkschaften im Kern kräftigen. Das Leben besteht nicht nur aus Tarifabschlüssen. Nicht zuletzt geht es um einen vollkommen neu zu definierenden Begriff von Arbeit. Insofern ist meine Forderung nicht eitel, sondern sie würde die Gewerkschaften in der Substanz festigen. Und stabile Gewerkschaften sind nach meiner Ansicht Garanten von Demokratie.

Es ist eine einmalige Sache, daß die Gewerkschaften 50 Jahre lang zu einem solchen Kulturwerk in all seinen Höhen und Tiefen gestanden haben. Ich möchte nicht nur geduldet werden, weil es im Moment gut läuft, sondern das muß eine Liebe sein, die auch in der Begründung eines kritischen Umgangs miteinander ihr Fundament hat.